

Grundlegende Erwägungen — aus philosophischer, religionswissenschaftlicher und biblischer Sicht

Hans Schaller

Bitten und danken — eine sinnvolle Einheit

Wir sprechen in unserem täglichen Leben Bitten aus und sagen bei vielen Gelegenheiten «Danke schön». Wir benutzen dabei Worte, die uns geläufig sind und ganz selbstverständlich über die Lippen kommen. Sie gehören zu unserem täglichen Verhalten, sind ein Teil von Kommunikation, werden in ihrer Sinnhaftigkeit als selbstverständlich vorausgesetzt. Dieses Selbstverständliche wollen wir befragen! Das also, was wir im Vollzug von Bitten und Danken ungefragt voraussetzen. Was alles ist mit einer Bitte verbunden? Was mit einem Dank? Welches ist die Tiefendimension dieses alltäglichen Verhaltens?

Bitte als Auszeichnung des Menschen

Es gibt einen Satz von Seneca, der uns helfen kann, den anthropologischen Sinn der Bitte zu erschließen. Er heißt: «Das, was ohne Bitten gegeben wird, ist kostbarer und wertvoller als das, was auf eine Bitte hin gereicht wird.» Diese Aussage ist einsichtig und plausibel; ihre Richtigkeit kann an vielen Punkten unseres Alltags geprüft werden. Um nur ein kurzes Beispiel zu erwähnen: Es ist nicht gerade ein Zeichen großer Zuneigung, wenn ein Freund ständig auf unseren Geburtstag aufmerksam gemacht werden muß; kostbarer, auch dem Sinn der Freundschaft entsprechender wäre es, wenn er selbst daran dächte.

Aufmerksamkeiten, Geschenke, zu denen wir auffordern oder die wir gar bestellen müssen, haben für beide Seiten etwas Peinliches. Es ist genierlich, auf die Vernachlässigung elementarer Freundschaftspflichten immer hinweisen zu müssen.

Noch allgemeiner gesagt: Zuneigung, die aus eigenem Antrieb kommt, unaufgeforderte Gefälligkeiten, die fast ohne Grund geschehen, sind ein unmittelbarer Zeugnis von Liebe als erbetelte Aufmerksamkeit. Sie bezeugen eine Spontaneität der Zuneigung, eine Sympathie aus erster Quelle, die Kostbarkeit eines ersten Schrittes. So verstanden ist die Meinung von Seneca einsichtig.

Schauen wir jedoch näher hin, so stellen wir fest, daß diese Behauptung, so einleuchtend und nachprüfbar sie auch ist, doch einseitig bleibt. Sie erfaßt als Aussage nur das, wodurch eine Antwort kostbar wird, die Werthaftigkeit der Motive unseres Handelns. Das Wesen der Bitte jedoch, das Spezifische dieses kommunikativen Geschehens wird nicht erfaßt. Was Bitten ist, das wird am deutlichsten dort, wo der Inhalt der Bitte nicht eine materielle, sondern eine geistige Not ist; da wo existentielle Belange mitschwingen: etwa in der Bitte um Zeit zum Zuhören, um Vergebung einer schlechten Tat, um Rücksicht und Geduld. In solchen Anfragen, die persönlichen Schmerz und menschliche Angewiesenheit verraten, wird deutlich, was durch die Bitte zwischen zwei Personen geschieht. Sie bedienen sich nicht eines Mittels, um etwas voneinander zu erlangen oder gar zu erpressen, sondern bezeugen einander ein Vertrauen. Es ist ein Austausch, eine gegenseitige Herausforderung, ein Geben und Nehmen.

Der Freund etwa, der seinen Gefährten um etwas Zeit zu bitten wagt, anerkennt, daß er jemanden braucht, der ihm nahe ist und ihm zuhört. Er gesteht seine Bedürftigkeit, seine Angewiesenheit; er riskiert es, sich ein Stück weit bloßzustellen. Gleichzeitig vertraut er aber, daß er in diesem Geständnis angenommen, nicht zurückgewiesen oder lächerlich gemacht wird. Er hofft auf gute Annahme seiner Bedürftigkeit, auf freundliche Antwort auf seine Not. Damit ist das formale Gefüge der Bitte klar: Sie fußt einerseits auf dem Geständnis, angewiesen zu sein, auf einer demütigen Einschätzung der geschöpflichen Situation des Menschen. Andererseits schwingt in der Bitte die Hoffnung mit, daß sie erfüllt wird. «Zum Beten ist eine immerwähren-

de Notwendigkeit der Hoffnung gefordert, die demütig genug ist, wirklich zu bitten, und zugleich hochgemut genug, die Erfüllung mitwirkend zu erwarten» (Josef Pieper, *Hoffnung und Geschichte*, München 1967, S. 75).

Bitte als Prüfstein des Vertrauens

Mit diesem Gedanken berühren wir nun auch die eigentliche Schwierigkeit von Seneca, die er mit dem Phänomen der Bitte verbindet. Was ihm das, was freiwillig geschenkt wird, so kostbar erscheinen läßt, ist nicht so sehr die Einsicht, daß Spontaneität ein großer Wert ist, als vielmehr der willkommene Umstand, daß dadurch das Bitten vermieden wird. Denn solches Verhalten, wo Abhängigkeit und verletzbar Stellen zugegeben werden müssen, soll vermieden werden. Es ziemt sich nicht für Menschen. Sich selbst nicht genügen in geistiger wie in materieller Hinsicht, das steht im Widerspruch zum stoischen Ideal, ist deshalb, wo immer möglich, zu meiden. In der Bitte nämlich geht der Mensch — so Seneca — sozusagen unter sein Niveau. Er widerspricht darin seiner eigenen Würde, nimmt die Haltung eines Sklaven oder gar eines kriechenden Bettlers ein; er macht darin eine klägliche Figur, ähnlich wie die bittenden Töchter des Zeus. Sie sind «lahm, runzelig und schielend» (Homer, *Ilias*, 9,502).

Solch negativen Bewertungen von bittender Haltung ist mit Gegenfragen zu antworten: Was ist denn menschengerechter, eine zu Tage getragene Unbedürftigkeit, eine scheinbare Autonomie der Selbstversorgung oder die demütige Anerkennung der Bedürftigkeit? Ist die Bitte, gerade weil sie die Anerkennung der eigenen Angewiesenheit verlangt und diese direkt oder indirekt auch ausspricht, nicht etwas sehr Menschliches, ein Vertrauensweis ganz besonderer Art? Ist sie nicht der eigentliche Prüfstein für die Qualität von herrschendem Vertrauen, eine Art Probe, an der das Maß gegenseitiger Zuneigung gemessen wird? Ist sie nicht eine Kommunikationsform sehr menschlicher Art?

Diese Fragen finden ein positives Echo. Eigentlich aus zwei hauptsächlichen Gründen.

Die Stärke eines Vertrauens, sei es zwischen Gott und den Menschen oder auch zwischen uns Menschen untereinander, mißt sich immer daran, wieviel Raum gewährt wird für eigene Schwächen, Unvollkommenheiten und Nöte. Es ist ein

besonderer Erweis von Vertrauen, wenn wir vor anderen Menschen und Freuden existentielle Nöte aussprechen können. Wir tun dies immer in der Hoffnung, aber auch mit etwas Bangen, vor den anderen auch dann bestehen zu können, wenn Fehler und Schwächen sichtbar werden. Da, wo wir in freundschaftlichen Beziehungen frei werden vom Druck, immer eine starke, unabhängige, sogar fehlerlose Figur machen zu müssen, ist Vertrauen gewachsen. Wo wir bitten, wagen wir auf konkrete Weise, solche Bedürftigkeit und innere Not nicht zu verdrängen oder zu überspielen, sondern sie anzuerkennen. Wir stehen zu ihr und werden darin auch ein Stück weit wahr, d.h. auch menschlich.

Der zweite Grund, weshalb Bitten ein menschliches Verhalten ist, betrifft die Tatsache, daß wir geistige Wesen sind. Es ist nicht so, wie wir vielleicht anzunehmen geneigt wären, daß wir nur durch unsere Leiblichkeit und die daraus erwachsenen Bedürfnisse zum Bitten genötigt würden; daß materielle Notdurft, gegenseitige äußere Abhängigkeit uns zueinanderbringen. Menschliche Formen des Bittens sind nicht eine spezifische Folge aus unserer leiblichen Situation, sie kommen vielmehr aus der Mitte unseres geistigen Daseins.

Als Wesen, die zur Erkenntnis, Freiheit und Kommunikation befähigt sind, können wir unsere eigene Bedürftigkeit erkennen, sie formulieren und an andere herantragen. Wir gehen wertend und beurteilend mit uns um, können die eigenen Mängel und Schwächen sehen, sie abwägen und auf verschiedene Weisen erfüllen. Wir erkennen uns in der eigenen geistigen Mitte als solche, die sich wesenhaft selbst nicht genügen, die in großer Bedürftigkeit und einem elementaren Hunger nach Liebe und Verständnis leben. Geist und Bedürftigkeit sind nicht zwei Dinge, die einander ausschließen. Im Gegenteil: Sie hängen engstens zusammen, ja sie steigern sich gegenseitig; nach einem schönen Wort von Henri de Lubac: «Je geistiger eine Kreatur, umso bedürftiger».

Aus diesen Gründen sind menschliche Äußerungen, welche die eigene Not, die Schwächen und Angewiesenheiten zum Thema haben, nichts Menschenunwürdiges. Sie sind weit entfernt, negatives Merkmal unserer Existenz zu sein; sind nicht eine Mangelerscheinung, die nicht sein sollte und derer wir uns schämen müssen. Sie sind als Wahrheitsaussagen über unsere

Existenz, sozusagen als Geständnisse, eine Auszeichnung unseres Daseins, eine Chance, Mensch zu werden.

Bitten als Ausdruck der Freundschaft

Versuchen wir nochmals bei Seneca anzuknüpfen. Ein kurzer Blick auf einfache zwischenmenschliche Verhaltensweisen, besonders wie sie in der Freundschaft spielen, zeigt, daß die Auffassung Senecas, wonach das Bitten unter dem Niveau eines geistbegabten Wesens sei, unzureichend ist. Es geschieht um den Preis von Verdrängung. — Bedenken wir doch einmal, wo und in welchem Sinne die Bitte in unserer Alltagserfahrung vorkommt: Die Hausfrau bittet die Nachbarin für einen Nachmittag, die Kinder zu hüten. Wir fragen den Freund, ob er Zeit habe, eine wichtige Entscheidung mit uns zu überlegen. Stellen wir dabei nicht fest, daß bittendes Verhalten im Unterschied zu Danken eine Haltung eigener Art ist? Wir können einem Mitmenschen erfahrungsgemäß für einen erwiesenen Dienst ohne besondere Umstände danken, jedoch nicht fraglos darum bitten. Wir überlegen deshalb oft zögernd, was wir von wem erbitten dürfen. Diese Unsicherheit im Verhalten hat ihr tiefes Recht. Denn es ist ganz offensichtlich, daß die Bitte nach dem Maß ihrer Größe eine besondere Basis des Vertrauens voraussetzt, dessen man sich vergewissern muß. Im Unterschied zum Dank nimmt sie den Menschen tiefer in Anspruch, ruft die Güte und Hilfsbereitschaft zentraler auf den Plan. Sie ist, wie schon gesagt, der Prüfstein eines Vertrauens.

Oder — um eine andere, weniger beachtete Erfahrung zu erwähnen: Vielleicht haben wir schon erlebt, ohne uns darüber direkt Rechenschaft zu geben, daß eine Freundschaft in dem Augenblick in ein anderes, höheres Stadium getreten ist, wo wir den Freund erstmals um etwas zu bitten wagten. Und zwar um etwas, das uns persönlich betraf: um gemeinsame Zeit, um Mitüberlegen eines Problems, vielleicht auch um einnige gemeinsame Ferientage. Unter Umständen haben wir dabei entdeckt, daß das gegenseitige Vertrauen dort wächst, wo wir etwas riskieren. Da wo eigene notvolle Angewiesenheit gestanden und zugegeben wird, wird ein großer Schritt gewagt. Die Spirale gegenseitigen Sich-Zutrauens dreht sich in solchem Geständnis und bittendem Tun um eine Wendung höher.

Wir können diesen Gedanken, daß die Bitte ein innerer Motor einer Beziehung ist, auch am Gegenteil erhärten: Erleben wir nicht auch, daß menschliche, auch freundschaftliche Beziehungen dort erlahmen, versanden oder sogar absterben, wo nichts mehr gefordert wird, wo keine Wünsche mehr formuliert und keine Bitten gestellt werden? Wird hier nicht das Vertrauen zurückgebildet und dabei ein wichtiges Medium aus der Beziehung ausgeklammert? Dabei wäre doch die Formulierung von Wünschen, das bittende Vortragen dessen, was man braucht, ein Mittel, um dem langsamen Zerfall und der fruchtlosen Anpassung zu widerstehen. Denn allein dem bittenden Freund ist es erlaubt, heilend auf das Versanden einer gegenseitigen Beziehung hinzuweisen, auf Anfragen zu bestehen, sich selbst «zudringlich» in das Zentrum der Freiheit des anderen vorzuwagen. Er allein kann dem andern die ganze Wahrheit sagen und zumuten; denn er, selbst unter dem Zerfall leidend, wirft diese ihm nicht salopp und unbeteiligt hin, sondern hält sie ihm wie einen Mantel hin, in den der Freund schlüpfen kann. «Freundschaft verlangt, daß wir den Freund fordern, sein Versprechen uns gegenüber zu halten, sein Geschenk nicht wieder zurückzunehmen, seine Einladung nicht zu widerrufen. Und ebenso, wie wir Forderungen an unsere Freunde stellen müssen, können wir erwarten, daß unsere Freunde auch an uns Forderungen stellen werden» (Andrew Greeley, *Einladung zur Freundschaft*, Olten 1972/82).

Verdanktes Bittgebet

Bitten ist kein fragloses menschliches Verhalten. Es hat Voraussetzungen, verlangt nach einem Vertrauen, das die Grundlage und den Boden bildet, auf dem Bitten wachsen kann und möglich wird.

Dieser Zusammenhang gilt auch für den *theologischen* Bereich, konkret für das Bittgebet. Der Appell an die Freiheit Gottes, seine Einforderung auf unsere notvolle Situation, wurzelt in einer Beziehung, die Gott selber vorgängig zu unserem Gebet gestiftet hat. Wir sind durch seine Initiative zu Kindern Gottes erklärt und in seine Nähe zugelassen. Sein Wille ist es, daß wir vor ihm nicht verstummen, ihm etwas sagen dürfen, ja Bitten mit großer Eindringlichkeit vor sein Angesicht tragen dürfen.

Diese Fähigkeit, vor Gott etwas zu wollen, verdankt sich einer vorgängigen Gnade. Es ist ein Recht, das uns von Gott gewährt ist, ein Privileg, das mit unserem Glauben verbunden bleibt. Nicht einfach eine Naturanlage oder eine selbstverständliche Befugnis. Weil wir Kinder Gottes sind, dürfen wir es wagen zu sprechen: Vater unser.

Deshalb wagen wir dort, wo wir uns bittend an Gott wenden, auf eine implizite Weise immer auch Dank. Wir anerkennen die Ungeschuldetheit unserer Gebete, wissen darum, daß wir ohne Anspruch und Verdienst unsererseits von Gott selber zugelassen sind, daß wir von seinem Geiste erfüllt werden, in dem allein wir in gottgemäßer Weise rufen und bitten können; nur in diesem Geist bildet sich auch das Wort letzter betender Intimität, das uns Jesus vorgesprochen hat: Abba, Vater (Röm 8).

Bitten als Ausdruck unseres Glaubens ist erst in dieser inneren Bindung an den Dank theologisch möglich wie auch psychologisch sinnvoll. Vor aller Berechtigung, die wir zum Bitten und Klagen erhalten, wissen wir darum, daß wir unsere Existenz einem andern verdanken, daß wir ungeschuldet, ohne innere Notwendigkeit, geschaffen und erlöst sind. Erst dort, wo unser Bitt- und Klagegebet auf dem Boden solchen Dankes entsteht, ist es verschieden von einer menschlichen Arroganz, wodurch wir Gott überheblich und anmaßend mit unserem kleinen menschlichen Leben befassen möchten. Es ist dadurch auch weit entfernt von einer entwürdigenden

Bettelei, in der wir Menschen vor Gott unter unser eigentliches Niveau gehen würden. Es ist nicht Überheblichkeit, nicht Mißachtung unserer Geschöpflichkeit, sondern Ausdruck unserer Würde.

Zusammenfassend gesagt: Bitten in all seinen Formen ist und behält eine doppelte Herausforderung. Es verlangt ein existentielles Geständnis, ist Auseinandersetzung mit der eigenen Kreatürlichkeit, Anerkennung unseres Nicht-Genügens. Andererseits ist es ein Wagnis: Im Appell an die Freiheit des andern wird das Vertrauen riskiert und Hoffnung eingesetzt. Je tiefer wir das zwischenmenschliche Phänomen des Bittens verstehen, je klarer das, was zwischen Menschen passiert, wenn sie einander um etwas bitten, umso leichter auch der Zugang zum theologischen Bereich, zum Bittgebet. Je besser die Begriffe anthropologisch verankert sind, um so gesicherter (vor Ideologien) sind sie im Theologischen.

HANS SCHALLER

1942 bei Luzern geboren. Trat 1962 in die Gesellschaft Jesu ein. Er studierte in München, Lyon und Tübingen, war Studienleiter am Germanikum in Rom, promovierte dort an der Gregoriana. 1977-1985 war er Studentenseelsorger in Basel. 1985-89 Gründung einer Behindertengemeinschaft, Arche in Hochwald. Seit 1989 Studentenseelsorger in Zürich. Veröffentlichungen: Das Bittgebet, eine theologische Skizze (Einsiedeln 1979); Verbirg nicht dein Angesicht vor mir (Mainz 1982); Wie finde ich meinen Weg (Mainz 1986). Anschrift: P. Dr. Hans Schaller SJ. Kath. Studenten- und Akademikerhaus, Hirschengraben 86, CH-8001 Zürich.